

Momente aus den Krisenjahren Edith Steins

Angelika von Renteln

Zu einem Zeitpunkt des allgemeinen Umbruchs schrieb Edith Stein einmal an ihre Schwester Erna:

Ich bin ja durchaus keine Heilige und habe ebensogut meine schwachen Stunden. Übrigens glaube ich, daß es auch für einen Heiligen nicht erforderlich ist, allen Wünschen und Hoffnungen und allen Freuden der Welt zu entsagen.¹

Dies äußerte sie im Juli des Jahres 1918, zu einer Zeit, in der sich schon das Ende des Krieges und der Zusammenbruch des Reiches sowie der alten Ordnung abzeichneten. Edith Stein stand zudem am Anfang einer langen persönlichen Krise, die in die katholische Konversion von 1922 mündete.

Von den Krisenjahren 1918–22 möchte ich ein möglichst detailliertes Bild darstellen. Hierbei sollten persönliche Schicksalsschläge, wie auch die daraus abgeleiteten Reflexionen in ihren frühen Werken und die Entwicklung des philosophischen Gedankens aufgezeichnet werden.² Dabei sei betont, dass die äußeren Lebensumstände, die hier zur Sprache kommen, nicht als allein gültiges Motiv für ihre Konversion angesehen werden, sondern als Ergänzung im Lebensbild Edith Steins, einem Mosaiksteinchen gleich, zu verstehen sind.

Diese schwierigen Lebensumstände haben eindeutig als »Wegweiser« zu ihrer Glaubensfindung beigetragen. Die Kenntnis davon ist für jeden wichtig, der ein tieferes Verständnis der Konversion Edith Steins sucht und sich nicht mit der Erklärung einer plötzlichen übernatürlichen Erfahrung zufrieden gibt. Dabei müssen auch so entscheidende Momente wie die Hoffnung auf eine akademische Laufbahn und auf eine erfüllte Ehe zu Worte kommen. Sie selbst hat diese Umstände nie gelehnet.

a) Adolf Reinach, ein Wegbereiter

Am 16. November 1917 fällt Adolf Reinach an der Front in Flandern. Dies ist der Auslöser einer schon länger sich anbahnenden Krise im Leben Edith Steins. Sie war gerade in Freiburg, als die Öffentlichkeit vom Tode Reinachs unterrichtet wurde. Zur Beerdigung reiste sie am 31. Dezember nach Göttingen und dann weiter nach Breslau. In Freiburg hinterließ sie ihrem Freund, dem Polen Roman Ingarden, den außergewöhnlichen und

¹ Brief an Erna Stein vom 29.7.1918, in: Edith Stein, *Aus der Tiefe leben*. Hg. W. Herbs-trith, München 1988, 64.

² Das war das Thema meiner italienischen Dissertation »La conversione di Edith Stein«, die ich im Juli 1998 an der geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universität Florenz eingereicht habe. In dieser Arbeit wurden zuerst wichtige vorbereitende Momente auf die Konversion untersucht wie z.B. die jüdische Erziehung und das Verhältnis zur Mutter, um dann im Hauptteil die Ereignisse der Krisenjahre von 1918 bis Ende 1921 anhand von Briefen und Textauszügen nachzuzeichnen.

inzwischen oft zitierten Liebesbrief. Er ist die einzige Quelle aus dieser Zeit, der Hinweise auf die Erschütterung Edith Steins nach dem Tod Reinachs enthält und die tiefe Zuneigung zu Roman Ingarden erkennen lässt. Letzter erwiderte diese Gefühle jedoch nicht.

Das erste und einzige Mal duzte sie hier ihren Freund und schrieb:

Zunächst [möchte ich] um Verzeihung bitten, weil ich in der letzten Zeit unter dem Eindruck der schweren Tage, die hinter und vor mir liegen, zu keiner frohen Stunde fähig war. [...] Was ich jetzt suche, ist Ruhe und Wiederherstellung meines völlig gebrochenen Selbstbewusstseins. Sobald ich das Gefühl habe, wieder etwas zu sein und anderen etwas geben zu können, will ich Dich wiedersehen.

Sie beendete den Brief mit der Schlussformel: »Damit endgültig Lebewohl! Deine Edith.«³

Warum verabschiedete sie sich so endgültig, da doch der Briefwechsel weiterging? Sicher sah Edith Stein in diesem Moment keine Möglichkeit mehr. Roman Ingarden ist es schließlich zuzuschreiben, dass der Briefwechsel nicht abbriss. Er wollte seine gute Freundin nicht verlieren, die auch treue Informantin des phänomenologischen Geschehens in Deutschland und tatkräftige Helferin für Korrekturen seiner deutschsprachigen Abhandlungen war. Daher nahm er den Kontakt wieder auf, ohne jedoch auf diesen Liebesbrief einzugehen. Seine Antwort ist uns zwar nicht erhalten, doch einige Bemerkungen und Zitate aus den folgenden Briefen Edith Steins geben einen kleinen Einblick in seine Reaktion und lassen auch ihre Enttäuschung darüber erkennen. Er fragte nur »einiges ›Sachliche‹« und sie hatte wohl zunächst keine Lust auf diesen kühlen und »gartigen Brief« zu antworten. Auch 14 Tage später war sie enttäuscht und erregt darüber, dass Ingarden in seinen Briefen nur einen Einblick in seine eigene »trostlose Stimmung« gab, ohne auf das Geschehene und ihren Gemütszustand einzugehen. Aber am meisten traf sie, dass er, ihr gegenüber verschlossen, ausgerechnet bei ihr Unterstützung und Verständnis suchte, was ihr »Gefühl des Unvermögens« ihm gegenüber nur noch verstärken musste: »Dieses Gefühl der absoluten Machtlosigkeit ist etwas, woin ich mich gar zu schwer finden kann.«⁴ Zum ersten Mal musste sie erfahren, dass ihrem Wollen und Können Grenzen gesetzt waren. Dieses Gefühl erscheint wie das Motiv, dem sie in den folgenden Jahren immer wieder begegnete und mit dem sie sich verstärkt auseinandersetzen musste.

Edith Stein nahm die Korrespondenz mit Roman Ingarden nach wenigen klärenden Worten dann doch wieder auf und akzeptierte somit seine stillschweigende Forderung nach einem sachlichen Briefwechsel auf rein freundschaftlicher Basis.

In welchem Maß diese Ablehnung sich aber weiterhin auf den Gemütszustand Edith Steins auswirkte, ist nicht klar zu erkennen, *gerade weil* die uns zur Verfügung stehende wichtigste Informationsquelle aus dieser Zeit

³ Edith Steins Werke (ESW), Band XIV, Freiburg 1991, Brief Nr. 25 vom 24. 12. 1917.

⁴ ESW Band XIV Brief Nr. 26 vom 29. 1. 1918 bzw. Nr. 27 vom 12. 2. 1918.

die Briefe an Roman Ingarden sind. Sie versuchte sich jetzt zurückzunehmen, um die von Ingarden geforderte Distanz zu wahren. »... ich für meinen Teil mußte mich ja immer gewaltsam zurückhalten, um nicht mit dem Einsatz meiner vollen Persönlichkeit zu schreiben ...⁵

Im Februar 1918 traf Edith Stein eine wichtige Entscheidung. Die Assistentenarbeit bei Edmund Husserl, die sie seit Oktober 1916 aufgenommen hatte, erwies sich sehr bald als unbefriedigend. Sie hatte sich von dieser Stelle eine Zusammenarbeit mit Husserl erhofft, doch wurde sie hauptsächlich mit der eher stupiden Aufarbeitung und Sortierung von Unmengen alter Notizen des »Meisters« beauftragt. So kam Edith Stein nach langen Überlegungen zu dem Schluss die Assistentenstelle bei Edmund Husserl niederzulegen. Diese Entscheidung ist ihr sehr schwer gefallen, weil sie sich vor einem Bruch mit dem geliebten »Meister« fürchtete, der den Mittelpunkt der Phänomenologie und somit auch ihrer Welt darstellte. Sie erwog für den Fall, dass sie »in Ungnade fiele« vielleicht für einige Zeit nach Göttingen zu gehen, wo sie sich, »wenn überhaupt irgendwo – ein wenig zu Hause«⁶ fühlte. Doch kam es dann doch nicht zu einem Zerwürfnis – der »Meister« nahm ihren Rücktritt an, sodass sie an Roman Ingarden schreiben konnte: »Ich bin also jetzt frei, und ich denke, es ist gut so, wenn ich augenblicklich auch nicht gerade froh bin.«⁷

Frei von allen äußeren Zwängen wollte sie sich in der folgenden Zeit Klarheit über ihren beruflichen wie privaten Lebensweg verschaffen. Eng damit verbunden war eine nach innen gerichtete Suche der eigenen Person. Der Analyse der Person galt schon immer ihr wissenschaftliches Augenmerk, doch nun erhielt dieses Interesse eine persönlich bedingte Dringlichkeit.

Die alte Heimat Breslau bot jedoch nicht den Nährboden für eine solche Klärung. Sie fühlte sich inzwischen fremd und beengt im eigenen Familienkreis. Es fehlte ihr der philosophische Austausch, die Auseinandersetzung mit Gleichgesinnten, wie sie es in Göttingen kennengelernt hatte. In diesem schwierigen Moment ihres Lebens bekam sie am 12. Februar 1918 die religionsphilosophischen Aufzeichnungen aus dem Nachlass Adolf Reinachs zugeschickt. Es handelt sich hierbei um Aufzeichnungen, die Reinach unter dem Einfluss der kriegेरischen Erlebnisse an der Front, hauptsächlich zwischen April und Ende Juni 1916 geschrieben hatte.⁸

Die Wirkung, die diese Schriften auf Edith Stein hatten, ist unumstritten. Sie stellten nicht nur eine teure Erinnerung an den Verstorbenen dar, sondern sie gaben auch einen wertvollen Einblick in die Wandlung, die sich durch die Fronterlebnisse in Reinach vollzogen hatte und die ihn zur

⁵ ESW XIV, Brief Nr. 32 vom 12. 5. 1918.

⁶ ESW XIV, Brief Nr. 28 vom 19. 2. 1918.

⁷ ESW XIV, Brief Nr. 29 vom 28. 2. 1918.

⁸ Die Aufzeichnungen mit Kommentar und Textkritik sind erstmalig veröffentlicht worden in: Adolf Reinach, *Sämtliche Werke*, Textkritische Ausgabe in 2 Bänden, Hg. Karl Schuhmann und Barry Smith, München 1989.

Konversion zum Protestantismus führten. Um die Bedeutung dieser Schrift für Edith Stein nachvollziehen zu können, muss man sich die Verehrung, die sie ihrem Lehrer entgegenbrachte, vor Augen halten. Diese wird klar ersichtlich aus ihren Memoiren, in denen die Figur Reinachs sehr idealisierte Züge bekommt. Es fällt auf, dass Edith Stein viele Episoden erzählt, die eine tiefe Verbundenheit und wechselseitiges Einvernehmen mit ihrem Mentor übermitteln.⁹ Obwohl heute angenommen wird, dass nicht nur Adolf Reinach, sondern auch sein Umfeld – seine Schwester Pauline, durch die erst eine persönliche Annäherung an die Familie zustande gekommen war, und besonders seine Frau Anne – Edith Steins Weg beeinflusst haben, spielen diese Figuren in den Memoiren eher eine untergeordnete Rolle.

Bei einer Gegenüberstellung des religiösen Erlebens von Adolf Reinach und Edith Stein werden Übereinstimmungen wie auch Unterschiede, bedingt durch die verschiedenen Lebensumstände, deutlich. Bei Reinach waren es Kriegserfahrung und Todesnähe, die das tiefe religiöse Gefühl erweckten. Bei Edith Stein war es das langsame Zerbrechen ihrer Wünsche und Hoffnungen, jener Prozess, der mit den oben genannten Ereignissen von 1918 seinen Anfang nahm. Beiden gemein war »das Gefühl der Machtlosigkeit«, das sie zwang, vor den Gegebenheiten zu kapitulieren. Doch gemäß der Umstände waren Intensität und Wandlungen dieses Gefühls unterschiedlich. Bei Reinach war es ein plötzlicher, krasser Einschnitt im Leben, bei Edith Stein dagegen eine langsame, graduelle Entwicklung. Dies wird besonders an den jeweiligen philosophischen Arbeiten deutlich. Die Kriegserlebnisse weckten in Reinach die Überzeugung, dass es das Wichtigste sei, den Menschen zu Gott zu führen und daher wollte er sein ganzes Wirken religionsphilosophisch orientieren. Für diese neue Richtung gab es in seinen vorherigen Arbeiten keinerlei Ansatzpunkte. Edith Steins Schriften hingegen sind durch eine ausgesprochene methodische und gedankliche Kontinuität gekennzeichnet. Die Abhandlungen aus den Jahren 1918–1921 bauen aufeinander auf, und das Glaubenthema ist weit davon entfernt im Vordergrund zu stehen, so wie es plötzlich bei Reinach der Fall war.

Die schönen, tief bewegenden Schriften ihres verstorbenen Lehrers brachten Edith Stein eine Annäherungen an den Glauben. Sie wollte sich in die Erfahrung von Reinach *ein fühlen*, die ihm die Stärke und Gelassenheit verliehen hatte, die sie selbst so ersehnte.

Die wichtigste Textstelle, die eine religiöse Erfahrung Edith Steins erkennen lässt, entstammt der 1918 entstandenen Abhandlung *Psychische Kausalität*:

Es gibt einen Zustand des Ruhens in Gott, der völligen Entspannung aller geistigen Tätigkeit, in dem man keinerlei Pläne macht, keine Entschlüsse faßt und erst recht nicht handelt, sondern alles Künftige dem göttlichen Willen anheimstellt, sich gänzlich »dem

⁹ Vgl. z. B. ESW VII, 225 f, 262, 264, 343, 345.

Schicksal überläßt«. Dieser Zustand ist mir etwa zuteil geworden, nachdem ein Erlebnis, das meine Kräfte überstieg, meine geistige Lebenskraft völlig aufgezehrt und mich aller Aktivität beraubt hat. Das Ruhen in Gott ist gegenüber dem Versagen der Aktivität aus Mangel an Lebenskraft etwas völlig Neues und Eigenartiges. Jenes war Totenstille. An ihre Stelle tritt nun das Gefühl des Geborgenseins, des aller Sorge und Verantwortung und Verpflichtung zum Handeln Enthobenseins. Und indem ich mich diesem Gefühl hingebe, beginnt nach und nach neues Leben mich zu erfüllen und mich – ohne alle willentliche Anspannung – zu neuer Betätigung zu treiben. Dieser belebende Zustrom erscheint als Ausfluß einer Tätigkeit und einer Kraft, die nicht die meine ist und, ohne an die meine irgendwelche Anforderungen zu stellen, in mir wirksam wird. Einzige Voraussetzung für solche geistige Wiedergeburt scheint eine gewisse Aufnahmefähigkeit zu sein, wie sie in der dem psychischen Mechanismus enthobenen Struktur der Person gründet.¹⁰

Obwohl Edith Stein hier ausdrücklich eine persönliche Erfahrung anspricht, schwingen die Aufzeichnungen Reinachs über das »Geborgensein in Gott« mit. Sie beginnt im ersten Satz mit einer allgemeinen Beschreibung eines Zustandes, den sie »Ruhen in Gott« nennt. Anhand eines Beispiels aus ihrer persönlichen Erfahrung erläutert sie die Umstände, die zu diesem Zustand führen können sowie das Erleben an sich, indem sie mit folgenden Worten überleitet: »Dieser Zustand ist mir etwa zuteil geworden ...« Wenn man »etwa« mit »annähernd, ungefähr« gleichsetzt, bedeutet dies, dass sie sich nicht nur auf das eigene Erleben beruft, sondern auch eine andere Beschreibung, eben die von Reinach, vor Augen hat. Sie zitierte nämlich Teile daraus in einer Fußnote auf der vorhergehenden Seite.¹¹

Der Wunsch sich einzufühlen, dem Erleben des verehrten Lehrers näher zu kommen, um zu erkennen, wo dieser die ungeheure Kraft geschöpft hat, die aus seinen Schriften spricht, hatte sicherlich zu einer vermehrten Sensibilität und Öffnung für religiöse Erlebnisse beigetragen. Aber eine größere Aufnahmebereitschaft führt natürlich nicht zwangsläufig zu der gesuchten Erfahrung. Auch wenn sich die Reflexionen Edith Steins sehr an die Aufzeichnungen von Reinach anlehnen¹², ist es wichtig zu sehen, dass sie sich immer mehr von ihrem Vorbild löste und anfangs ihren eigenen Weg zu suchen.

1918 war ein sehr arbeitsintensives Jahr, in dem Edith Stein häufig zwischen Breslau, Göttingen und Freiburg hin und her reiste. In nur wenigen Monaten erstellte sie eine Abhandlung aus den von Reinach hinterlassenen Aufzeichnungen »Über das Wesen der Bewegung«. Sie beteiligte sich an der Organisation des geplanten Gedenkbandes für Reinach und arbeitete außerdem an der eigenen Untersuchung *Psychische Kausalität*. In

¹⁰ Edith Stein, *Psychische Kausalität* (PK). In: Beiträge zur philosophischen Begründung der Psychologie und der Geisteswissenschaften. O.O. 1970, 76.

¹¹ PK, 74–75.

¹² Beate Beckmann hat in ihrem Vortrag »Phänomenologie des religiösen Erlebens im Anschluss an Adolf Reinach und Edith Stein«, den sie in Rom auf dem Internationalen Edith-Stein-Symposium im Oktober 1998 anlässlich der Heiligsprechung gehalten hat, ausgeführt, wie Edith Stein sich an Reinach als Vorbild für ihre philosophische und existentielle Beschäftigung mit dem religiösen Erleben anlehnt.

dieser Zeit berichtete sie oft von stimulierenden Gesprächen und Diskussionen im Kreise der Phänomenologen, aber über ihre eigene Gemütsverfassung gab sie in den Briefen an Ingarden, die weiterhin den Hauptteil der uns überlieferten Korrespondenz ausmachen, nur wenige Andeutungen. So zum Beispiel im Mai 1918 aus Freiburg. Sie schrieb an Roman Ingarden, dass sie sich nach dem Aufenthalt in Göttingen, wo sie von lieben Menschen umgeben war, vor dem Alleinsein in Freiburg gefürchtet hatte. Es ging ihr dann aber besser als erwartet. Vielleicht war gerade diese Zeit des Alleinseins wichtig für die Wandlung, die sich langsam vollzog: »Und dann habe ich einen Stützpunkt gefunden, der mich bis zu einem gewissen Grade von allen äußeren Bedingungen unabhängig macht.«¹³ Meint sie hier vielleicht den Zustand, den sie in *Psychischer Kausalität* beschrieben hat, in dem sie von einem belebenden Zustrom spricht, der ohne eigenes Zutun die Lebenskraft regeneriert?

Es ist nicht mit Sicherheit zu bestimmen, welche der beiden Textstellen, der Brief oder das Zitat aus *Psychischer Kausalität*, die frühere ist. Es gibt jedoch noch weitere Hinweise aus ihrer Korrespondenz, die auf eine stetige Veränderung hinweisen. In einem Brief vom 6. Juli 1918 an die Schwester Erna schreibt Edith Stein von der Erfahrung einer Quelle belebender Kraft: »Ich möchte Euch so gerne etwas von dem einflößen, was mir nach jedem neuen Schläge wieder frische Kraft gibt. Ich kann nur sagen, daß ich nach allem, was ich im letzten Jahr durchgemacht habe, das Leben stärker bejahe als je.«¹⁴ Den eindeutigsten Hinweis für die inzwischen vollzogene Wandlung finden wir dann in einem Brief an Roman Ingarden vom 10. Oktober 1918. Wie schon in *Psychischer Kausalität* ist hier von einer »Wiedergeburt« die Rede, was allerdings auch im Zusammenhang mit ihrem bevorstehenden Geburtstag – sie beantwortet einen verfrühten Geburtstagsbrief von Ingarden – stehen kann:

Ich weiß nicht, ob Sie es aus früheren Äußerungen schon entnommen haben, daß ich mich mehr und mehr zu einem durchaus positiven Christentum durchgerungen habe. Das hat mich von dem Leben befreit, das mich niedergeworfen hatte und hat mir zugleich die Kraft gegeben, das Leben aufs neue und dankbar wieder aufzunehmen. Von einer »Wiedergeburt« kann ich also in einem tiefsten Sinne sprechen. Aber das neue Leben ist doch für mich so innig verknüpft mit den Erlebnissen des letzten Jahres, daß ich mich nie in irgendeiner Form von ihnen lossagen werde ...¹⁵

Diese Textstellen lassen schon im Jahre 1918 eine wichtige Grunderfahrung vermuten, die Edith Stein dem Christentum näher gebracht hatte. Zwar ist die Hoffnung auf einen Neubeginn in den Briefen deutlich zu erkennen, doch war dies nur der erste Schritt. Sie konnte nicht wissen, dass ihre Krise damit noch lange nicht überwunden war.

¹³ ESW XIV, Brief Nr. 32 vom 12. 5. 1918.

¹⁴ ESW VII, Brief Nr. 24 vom 6. 7. 1918.

¹⁵ ESW XIV, Brief Nr. 53 vom 10. 10. 1918.

b) Der Wert der Gemeinschaft

Für das Jahr 1919 ist die wichtigste Quelle, die Korrespondenz mit Roman Ingarden, leider unergiebig. Obwohl Edith Stein am Anfang des Jahres wiederholt um ein Lebenszeichen bat, vergingen neun Monate, bis sich Roman Ingarden wieder mit einem Brief meldete, in dem er seine Vermählung bekannt gab. Für Edith Stein bedeutete dies, sich noch mehr von ihm zurückzuziehen. Aus diesem Jahr sind uns nur vier Briefe an ihn erhalten gegenüber 41 aus dem Vorjahr.

Genau zu dieser Zeit zeichneten sich zwei weitere Schicksalsschläge im Leben Edith Steins ab.

Schon Ende 1918 hatte sie den Wunsch zur Habilitation geäußert und hoffte, dass es »in dem ›neuen Deutschland‹ (...) keine prinzipiellen Schwierigkeiten«¹⁶ geben würde. Mit diesem Ziel erweiterte sie ihre Abhandlung *Psychische Kausalität* um einen zweiten Teil, »Individuum und Gemeinschaft«, und reichte diese ab Oktober 1919 als Habilitationsschrift an mehreren Universitäten ein. Doch bald musste sie erleben, dass ihr Wunsch zu habilitieren trotz intensiver Bemühungen zum Scheitern verurteilt war, da die Habilitation von Frauen nach wie vor Probleme bereitete. Die Hoffnung auf eine akademische Karriere zerbrach und auch privat musste sie eine weitere Enttäuschung hinnehmen. Ein Brief an Roman Ingarden aus dem Jahre 1925 verdeutlicht dies:

Zunächst muß ich Ihnen sagen, daß die Freiburger Erinnerungen gerade um die Zeit, als ich die Nachricht von Ihrer Vermählung bekam, durch frische Eindrücke unwirksam gemacht waren, durch eine Geschichte, die in vielem eine unheimliche Analogie mit der Ihnen bekannten aufwies. Einzelheiten erlassen Sie mir wohl. Die Erfahrungen waren mindestens ebenso schmerzlich, aber meine inneren Widerstandskräfte waren gewachsen, so daß ich leichter hindurchkam und, wie ich glaube, gerade dadurch die innere Freiheit erlangt habe. Ich bin jetzt überzeugt, daß ich da stehe, wo ich hingehöre, und bin nur dankbar, daß ich auf diesen Weg geführt worden bin und gehe ihn mit freudigster Hingabe, ohne jede Spur von »Resignation«.¹⁷

Mit der »Geschichte« meinte sie zweifellos die sich intensivierende Freundschaft mit Hans Lipps, einem Kommilitonen, den sie seit dem Wintersemester 1913/14 kannte. Im Sommer 1919 trafen sie sich bei Anne Reinach in Göttingen wieder und kamen sich dort näher. Edith Stein wohnte in dieser Zeit bei Frau Reinach, die gleichzeitig eine gute Freundin von Hans Lipps war, sodass sich in ihrem Hause häufig die Möglichkeit zu einer Zusammenkunft bot. Ende August reiste Edith Stein zurück nach Breslau, um sich ganz dem zweiten Teil ihrer Habilitationsschrift zu widmen. Dort erreichte sie dann am 16. September der erwähnte Brief Ingardens, mit der Bekanntgabe seiner Vermählung. Hans Lipps hingegen hatte vor, nach Freiburg zu gehen, um sich dort bei Husserl zu habilitieren. Als seine Pläne auf Grund eines Zerwürfnisses mit Husserl scheiterten, war es nur der Vermittlung Edith Steins zu verdanken, dass Lipps

¹⁶ ESW XIV, Brief Nr. 63, vom 27. 12. 1918.

¹⁷ ESW XIV, Brief Nr. 93 vom 29. 11. 1925.

in Göttingen eine andere Möglichkeit zur Habilitation bekam. Edith Stein nahm sich ganz seiner Pläne an und träumte von einer gemeinsamen Zukunft, ahnte jedoch schon, dass es wohl nicht so kommen würde. Spätestens im Sommer 1921 musste ihr klar werden, dass sie auch dieses Mal einen wertvollen Kameraden und geschätzten Gesprächspartner für den Freund darstellte, dieser aber ihre tiefe Zuneigung nicht erwiderte. Er hatte ganz andere Pläne, zumal er sich in Göttingen nicht sonderlich wohl fühlte. Nachdem er am 30. Juli 1921 seine »venia legendi« erhielt, beschloss er in trostloser Stimmung, aus Göttingen »auszureißen«¹⁸ und für ein Jahr als Schiffsarzt auf den Weltmeeren zu arbeiten.

Diese wiederholte Enttäuschung bedeutete für Edith Stein das Ende der Hoffnung auf eine glückliche Ehe, die sie immer ersehnt hatte. In dem schon zitierten Brief von 1925 an Ingarden schrieb sie weiter:

Erinnern Sie sich, daß Sie mir damals sagten, ich sei »zu katholisch«? Ich verstand das damals nicht. Heute verstehe ich es und weiß, wie weit Sie recht hatten. Ich empfand in der Tat katholisch. Aber weil mir das katholische Dogma mit seinen praktischen Konsequenzen fremd war, konnte ich das nicht rechtfertigen, was ich empfand, und so verbanden sich der Kopf und die Sinne, um dem Herzen Gewalt anzutun.¹⁹

Ein Zitat aus den Memoiren Edith Steins kann diese Briefstelle ergänzen:

Bei aller Hingabe an die Arbeit trug ich doch die Hoffnung auf eine große Liebe und glückliche Ehe im Herzen. Ohne irgendwelche Kenntnisse von katholischer Glaubens- und Sittenlehre zu haben, war ich doch ganz vom katholischen Eheideal erfüllt.²⁰

Dieses Eheideal rückte nun gemeinsam mit der ebenso wichtigen Perspektive auf eine akademische Laufbahn in immer unrealisierbarer Ferne. Edith Stein wurde wiederholt ihre Machtlosigkeit vor Augen geführt, sie musste diese Gegebenheiten annehmen und sich erneut mit ihren konkreten Zukunftsaussichten und einer für sie möglichen Lebensform auseinandersetzen.

Aber welche Möglichkeiten boten sich ihr? Vielleicht ein Leben im Kreise ihrer Familie wie es die anderen unverheirateten Schwestern führten? Das konnte sie sich bestimmt nicht vorstellen, auch wenn sie ihre Familie sehr liebte. Sie hatte erfahren, dass sie hier nicht den Rahmen für ihre persönliche Entfaltung fand.

Obwohl es aus dem Jahr 1919 nur wenige Briefe gibt, die uns über das Befinden Edith Steins informieren, bietet uns die Abhandlung *Individuum und Gemeinschaft* einen Einblick. Viele Textstellen sind autobiographisch. Sie versuchte sich in dieser Schrift u. a. Klarheit über die Seele

¹⁸ Hans Lipps beschreibt seine trostlose Stimmung in einem Brief vom 16. August 1921 an seinen Freund f. Kaufmann; vgl. f. Rodi/K. Schuhmann, Hans Lipps im Spiegel seiner Korrespondenz. In: Dilthey-Jahrbuch, Band 6/1989, Göttingen 1989, 58. Das Jahrbuch beinhaltet neben weiteren allgemeinen Informationen zum Leben und Werk von Hans Lipps auch einen Beitrag von W. Herbstrith, »Hans Lipps im Blick Edith Steins«, in dem alle Bezüge auf Lipps, aus der Korrespondenz E. Steins, ihre Stellung zu ihm beleuchten.

¹⁹ ESW XIV, Brief Nr. 93 vom 29. 11. 1925.

²⁰ ESW VII, 196.

und ihre Abgründe zu verschaffen und beschrieb ausdrucksstark Seelenqualen, die entstehen, wenn es zu keiner »Erweckung« oder Bewusstwerdung kommt. Auch Überlegungen über die Grenzen des Intellektes sind sehr aufschlussreich, wo bisher die phänomenologische Methode die wichtigste Errungenschaft für sie darstellte und sie jede andersartige Erkenntnis für sich ausschloss. An dieser Stelle ist jedoch ein anderes Thema von Interesse, das Edith Stein in ihrer Abhandlung anspricht. Sie stellt Überlegungen über den immanenten Wert der Gemeinschaft für den Einzelnen an, die hier kurz aufgezeichnet werden sollen.

Die Untersuchung des Individuums als Mikrokosmos, die Edith Stein in *Psychischer Kausalität* begonnen hat, wird im zweiten Teil auf die Gemeinschaft erweitert, die als organischer Zusammenschluss einzelner Individuen verstanden wird. Wie im Individuum erkennt es auch in der Gemeinschaft eine analoge Erlebnisstruktur mit eigener Lebenskraft. Diese Grundelemente sind jedoch immer an die einzelnen Personen gebunden, die im Zusammenschluss die gemeinsamen Erlebnisse der Gemeinschaft nähren.

Edith Stein versucht die Wechselwirkung und den Wert des Lebens in einer Gemeinschaft für den Einzelnen zu beleuchten, wobei es sich sowohl um eine Familie als auch um eine religiöse oder andere Gemeinschaft handeln kann.

In diesem Zusammenhang erlangen, laut Edith Stein, die so genannten »sozialen Stellungnahmen« Bedeutung, die nur in einer Gemeinschaft und nicht in einem isolierten Leben stattfinden können. Zu diesen sozialen Stellungnahmen, die sowohl positiver als auch negativer Natur sein können, zählen z. B. Liebe, Hass und Vertrauen. Jede Art dieser Stellungnahmen kann ihrerseits Auswirkungen haben, sowohl auf die Person, an die sie gerichtet ist, als auch auf die Person selbst, von der sie ausgehen: »Die Liebe, der ich begegne, stärkt und belebt mich und verleiht mir die Kraft zu ungeahnten Leistungen. Das Mißtrauen, auf das ich stoße, lähmt meine Schaffenskraft.« Andererseits wirkt die Stellungnahme bei der liebenden Person: »Die Liebe wirkt in dem Liebenden als eine belebende Macht, die evtl. mehr Kräfte in ihm entfaltet, als ihr Erleben ihn kostet; und der Haß zehrt als Gehalt noch weit stärker an seinen Kräften als sein Erleben.«²¹

Eine Stellungnahme wird erzeugt oder »entzündet« durch das Erfassen eines Wertes, wobei sich Wertnehmen und Wertstellungen gegenseitig beeinflussen: »Die Liebe gründet sich auf den erfaßten Wert der geliebten Person; und andererseits: nur dem Liebenden erschließt sich der Wert einer Person voll und ganz.« Wie es soziale Stellungnahmen gibt, gibt es auch soziale Tugenden und Untugenden, die sich nur in einem Personenverband entwickeln können. Zum Beispiel: »Demut und Stolz,

²¹ Edith Stein, Individuum und Gemeinschaft (IG). In: Beiträge zur philosophischen Begründung der Psychologie und der Geisteswissenschaften. Tübingen 1970, 190.

Unterwürfigkeit und Trotz, Herrschsucht und Leutseligkeit, Kameradschaftlichkeit und Hilfsbereitschaft ...«²² Das bedeutet, immanente Anlagen einer Person kommen im Zusammenleben mit anderen zum Vorschein und können sich nur hier entfalten. Ob und wie weit es dann tatsächlich zu einer Ausbildung dieser Anlagen kommt, hängt von der persönlichen Umwelt ab, die positiv wie auch negativ einwirken kann sowie vom Willen der betroffenen Person, die einen begrenzten Freiraum hat ihre Umwelt selbst zu wählen und sich gewisser Einflüsse zu entziehen.

Der Wert der Gemeinschaft besteht also darin, dass es durch die Konfrontation mit anderen, entsprechend der Form und der Tiefe der Vereinigung, zu einer Entfaltung der ursprünglichen Anlagen und einer persönlichen Entwicklung bis hin zu einer Umbildung der individuellen Person kommen kann. Doch ist dies noch nicht alles. Edith Stein sieht ihren Wert weiter »in der Erlösung des Individuums von seiner naturhaften Einsamkeit und in einer neuen überindividuellen Persönlichkeit, die die Kräfte und Fähigkeiten der einzelnen in sich vereinigt ...«²³

Diese Betrachtungen über den Wert der Gemeinschaft, in Hinblick auf Edith Steins damalige Situation, enthüllen die Aktualität der Frage: Was ist die rechte Lebensform, die zur persönlichen Entfaltung beiträgt? Dabei schwingt auch der Wunsch nach Rückhalt in einer Gemeinschaft mit gleichgesinnten Menschen mit, noch ohne Unterscheidung, ob es sich dabei in erster Linie um eine intellektuelle oder spirituelle Wahlverwandtschaft handeln soll.

Den größten Teil des Jahres 1920 verbrachte Edith Stein aus familiären Gründen in Breslau. Sie wollte in der Nähe ihrer Lieblingsschwester Erna sein, deren Verlobung mit Hans Biberstein auf Grund von Unstimmigkeiten zwischen den Familien zu platzen drohte. Für Erna war diese Zeit eine Qual, und Edith versuchte als Mittlerin die Streitigkeiten zu schlichten. Ihre Krise und seelischen Kämpfe hielt sie jedoch vor den Familienangehörigen verborgen. Erst nach der Hochzeit im Dezember fühlte sie sich wieder frei und rüstete sich zu einer Reise nach Göttingen und Bergzabern, wo sie die Phänomenologin Hedwig Conrad-Martius besuchen wollte. Die beiden Frauen hatten sich wenige Monate zuvor persönlich kennen gelernt und verstanden sich auf Anhieb sehr gut. Edith fuhr im Mai 1921 nach Bergzabern und blieb bis Anfang August dort. Das Haus der Eheleute Conrad sollte als »allgemeines Phänomenologenheim«²⁴ den Anhängern der Phänomenologie als Zentrum und Treffpunkt dienen.

Während dieser Monate kamen sich die beiden Frauen sehr nahe. Edith Stein reiste nur ab, weil ihre Anwesenheit in Breslau von ihrer Schwester gewünscht wurde. Die Beziehung war, laut Hedwig Conrad-Martius, weit

²² IG, 191 bzw. 240.

²³ IG, 247.

²⁴ ESW XIV, Brief Nr. 76 vom 30. 8. 1921.

mehr als eine gewöhnliche Freundschaft. Zum einen verband sie die phänomenologische Ausbildung und zum anderen befanden sich beide Frauen zu diesem Zeitpunkt in einer religiösen Krise, die sie dann auf unterschiedliche Weise lösten. Die gemeinsame Arbeit rund um die Obstplantagen in Bergzabern wurde unterbrochen und begleitet von stimulierenden Diskussionen und Gesprächen über christliches Leben und Konfessionen, die für beide Teile eine klärende Wirkung hatten.²⁵

Als Edith Stein nach Breslau fuhr, stand ihr Entschluss zur Konversion bereits fest. Während des Sommeraufenthaltes in Bergzabern hatte sie das Leben der heiligen Teresa von Avila gelesen, was den letzten Anstoß zu ihrer Entscheidung gab. Doch wollte sie unbedingt bald wieder zurück nach Bergzabern und dort weiter wissenschaftlich arbeiten. Aus Breslau schrieb sie am 30. August 1921:

Sobald hier alles erledigt ist, gehe ich zu Conrads zurück – auf unbegrenzte Zeit. Ich habe den Sommer über ganz richtig mit auf ihren Plantagen gearbeitet. Und es ist dringend nötig, daß Frau Conrad etwas entlastet wird (...) Wenn jede von uns die Hälfte tut, bleibt uns beiden noch ausreichend Zeit für wissenschaftliche Arbeit. Die Hauptsache aber ist, daß wir uns gegenseitig so verstehen, wie wir es beide bisher kaum für möglich hielten, daß man so mit einem Menschen stehen könnte.

Natürlich wollen wir nun, solange es irgend geht, zusammen leben. Mit Conrad komme ich auch vorzüglich aus, das gehört ja notwendig dazu.²⁶

Edith Stein fühlte sich wohl in Bergzabern. Vielleicht glaubte sie für eine Zeit, hier, im Kreise der Phänomenologen, das Leben in der Gemeinschaft gefunden zu haben, das sie suchte. Eine Gemeinschaft, die ihr die Möglichkeit bot, die naturhafte Einsamkeit zu überwinden und sich persönlich weiterzuentwickeln. Glücklich schrieb sie: »Es ist so schön, wie sich jetzt allmählich ganz von selbst der Zusammenhang unter den Phänomenologen herstellt, um den ich mich früher vergeblich bemüht habe.«²⁷

In Hedwig Conrad-Martius fand sie eine Wegbegleiterin, die ihre Arbeit ebenfalls in eine religionsphilosophische Richtung lenken wollte. Auch nach ihrer katholischen Taufe am 1. Januar 1922 hielt sich Edith Stein noch viel in Bergzabern auf und arbeitete mit Hedwig Conrad-Martius an der Übersetzung eines Buches von Koyré über die Gottesidee bei Descartes.²⁸

Hier gibt es wieder eine Lücke in der Korrespondenz. Was hat sie dazu bewogen, sich von diesen Menschen, nicht nur räumlich, zu entfernen?

Der Einschnitt in der Biographie Edith Steins, der den Anfang eines neuen Lebensabschnitts kennzeichnet, stimmt nicht unbedingt mit dem

²⁵ Vgl. auch von Angela Ales Bello, *Fenomenologia dell'essere umano, lineamenti di una filosofia al femminile*. Roma 1992, und Edith Stein und Hedwig Conrad-Martius: Eine menschliche und intellektuelle Begegnung. In: *Phänomenologische Forschungen*, Band 26/27, Freiburg/München 1993, 256–284.

²⁶ ESW XIV, Brief Nr. 76 vom 30. 8. 1921.

²⁷ ESW XIV, Brief Nr. 77 vom 22. 9. 1921.

²⁸ ESW XIV, Brief Nr. 82 vom 30. 9. 1922.

Datum der Taufe überein²⁹, sondern eher mit dem Arbeitsantritt Ostern 1923 bei den Dominikanerinnen in Speyer. Vor und nach ihrer Taufe wollte sie »auf unbegrenzte Zeit« mit Hedwig Conrad-Martius und im Kreise der Phänomenologen leben und arbeiten. Aber dann entschied sie anders. Ausschlaggebend war für sie nicht die finanzielle Sicherheit, sondern »die religiöse Basis des ganzen Lebens«. Obwohl es nicht weit von Speyer nach Bergzabern war, fuhr sie nur noch selten »für ein paar Tage« dorthin, freute sich aber wieder in ihr neues Heim zurückzukehren.³⁰ Sie fühlte sich in der Gemeinschaft und in der Umgebung des Dominikanerinnenklosters sehr wohl. Gleichzeitig wuchs der Abstand zu den Phänomenologen und der Phänomenologie, die ihr im Jahr zuvor noch so viel bedeutet hatten. Vielleicht hatte sie erkannt, dass sie dort nicht finden konnte, was sie wirklich suchte, vielleicht meinte sie, wissenschaftliche Arbeit und religiöses Leben nicht vereinbaren zu können. Oder überwogen in der Zusammenarbeit mit Hedwig Conrad-Martius immer mehr die Gegensätze und nicht die Gemeinsamkeiten?

Auch wenn wir ihre näheren Beweggründe nicht kennen, zeigt sich, dass erst jetzt, mit der Ablösung von der phänomenologischen Umgebung, die keine Abkehr, sondern befreiender Abstand bedeutete, ein wirklich neuer und eigenständiger Lebensabschnitt für Edith Stein begonnen hat.

²⁹ Die Einteilung des ESW XIV in I. Wege und Umwege (1917–1921), II. Beruf und Berufung (1922–1930) stützt sich auf das offizielle Datum des Eintrittes in die katholische Kirche, was den Eindruck vermitteln kann, dass zeitgleich mit der Taufe ein Einschnitt und Beginn des religiösen Lebens stattfand.

³⁰ ESW XIV, Brief Nr. 83 vom 5. 2. 1924.